Sonntagsblatt des

Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 20. April 1916

Im Feindesland.

Von E. Walther.

Das deutsche Lazarett war am Ausgang des französischen Dorfes untergebracht, in einem schloßartigen Gebäude, das einer verwitweten Frau von Martigny gehörte, welche außer ihrer Tochter und ihrer Nichte nur noch ein altes Dienerpaar bei sich hatte. Als der leitende Arzt des Lazarettes, Doktor Hinze, ihr seine Aufwartung machen wollte, ließ sie sich mit leichtem Unwohlsein entschuldigen, aber zu gleicher Zeit ihn bitten, an den Mahlzeiten bei ihr teilzunehmen, falls es seine Zeiteinteilung erlaube.

Der Arzt sagte zu. Wenn er sich aber von diesen Stunden des Zusammenseins mit seinen Wirtinnen eine Erholung versprochen hatte, sollte er bitter enttäuscht werden.

Gleich bei dem ersten Mittagessen äußerte Frau von Martigny mit ihrer müden, leidenden Stimme: „Ich hoffe, wir stimmen in unseren Ansichten überein, Monsieur, wenn ich Sie ersuche .... bitte, alles, was sich auf den Krieg und die politischen Verhältnisse bezieht, aus unserm Gesprächsstoff zu bannen."

Hinze ging höflich auf ihr Verlangen ein. Er erzählte von den Gegenden Nordfrankreichs, die er jetzt kennen gelernt hatte, von früheren Reisen. Aber jeder der Anwesenden fühlte, daß die Gedanken des andern viel mehr bei den Geräuschen und Vorgängen der Straße waren, als bei dem soeben Gesagten.

Vor dem Hause war ein stetes Kommen und Gehen. Leicht Verwundete kamen herangehinkt, auf Stöcke gestützt oder von Kameraden sorglich geführt. Krankenwagen und Autos fuhren vor und entleerten ihre traurige Last. Dann zogen wieder mit hallendem Schritt Infanterieregimenter vorüber, und durch die geschlossenen Fenster drangen deutlich die Kommandos der Offiziere.

Soeben setzten draußen Hunderte von kräftigen Soldatenkehlen an zu dem Gesange: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall...."

Frau von Martignys Gesicht wurde noch um einige Schattierungen blässer.

„Daß sie immer singen müssen, diese Deutschen," murmelte sie.

„Das ist doch noch das Beste an ihnen, Mama," sagte die halbwüchsige Rose vorschnell. „Eigentlich paßt das Singen gar nicht zu diesen...." Sie biß sich auf die Lippen und warf einen ängstlichen Seitenblick auf den Arzt.

„Barbaren!" wollten Sie sagen, nicht wahr?" vervollständigte Hinze den Satz und sah das junge Mädchen belustigt an.

Die etwa Fünfzehnjährige errötete stark.

„Verzeihen Sie meiner Kusine das unhöfliche Wort, Monsieur," wandte sich Eliane de Martigny an den Arzt. „Sie ist noch ein halbes Kind."

„Oh bitte, hat nichts zu sagen."

Das Intermezzo hatte das Gute, daß die Herrin des Hauses jetzt mehr aus sich herausging; sie wollte offenbar die Unart ihrer Tochter gutmachen. Eliane dagegen blieb weiter still. Sie lenkte mit fast unmerklichen Winken den aufwartenden Diener und sorgte peinlich dafür, daß es dem Arzt an nichts mangele.

Das berührte ihn sympathisch, und er hätte gern eine Unterhaltung mit ihr angeknüpft, aber, — war sie nun eine wortkarge Natur oder kam sie über die Feindschaft der Französin gegen den Deutschen nicht hinweg — genug, sie spann den gegebenen Faden nie weiter, ließ ihn jedesmal fast absichtlich nach kurzer Zeit fallen.

Dann nicht! sagte sich Hinze ärgerlich.

Am nächsten Morgen war er schon wieder früh auf den Beinen. Aechzen und Stöhnen empfing ihn in den zum Lazarett umgewandelten Sälen. Grau sah der Morgen zum Fenster herein; der Himmel schien noch uneins zu sein, sollte er den Regen nur in feinem Tropfenfall zur Erde schicken oder gleich in rauschenden Strömen.

Hinze hatte gerade den durchschossenen Arm eines Franzosen neu verbunden, da öffnete sich die Tür, und auf der Schwelle erschien, ein wenig zögernd, aber doch mit der Sicherheit der Dame von Welt, Eliane de Martigny. Statt des weißen Kleides von gestern trug sie heute ein puritanisch einfaches Leinenkleid und über demselben eine große Schürze.

Hinze ging auf sie zu, ein leichtes Staunen in seinen Augen.

Sie neigte ein wenig den Kopf zum Gruß; „so wie eine Königin ihren Vasallen grüßt," dachte der Arzt belustigt.

„Ich wollte Monsieur fragen, ob ich bei der Pflege der verwundeten Franzosen irgendwie helfen könne. Ich habe in früheren Jahren einen Samariterkursus durchgemacht."

Es ärgerte ihn, daß sie nur von ihren Landsleuten sprach.

„Auf die Nationalität kommt es hier nicht an, Mademoiselle," sagte er ziemlich schroff; „es stände schlimm um die verwundeten Franzosen im Saal, wenn ich so dächte wie Sie."

Eliane hielt seinem Blicke ruhig stand.

„Wenn ich meine Hilfe den Soldaten Frankreichs widme, werden andere helfende Hände für die verwundeten Deutschen frei. Also diene ich jenen zu gleicher Zeit."

Er wußte auf diese Schlußfolgerung nichts zu erwidern, hatte auch zu Spitzfindigkeiten jetzt weder Zeit noch Lust.

„Ich nehme Ihr Anerbieten also an, Mademoiselle."

Das mußte er sich bald eingestehen: das junge Mädchen konnte ihm eine wertvolle Hilfe im Lazarett werden; sie scheute sich vor keiner Arbeit, und ihre zarten Hände konnten überraschend fest zupacken.

Er sprach ihr nach einigen Stunden seine Anerkennung aus.

Sie nahm es gleichmütig hin.

„Sie erwähnen etwas Selbstverständliches," sagte sie kurz.

Als er am Nachmittag zum Essen im Speisezimmer erschien, machte Eliane an Stelle ihrer Tante die Wirtin. Frau von Martigny ließ sich entschuldigen. Sie hätte in der Nacht wieder einen ihrer Herzanfälle gehabt und bedürfe dringend der Ruhe.

„Die arme Mama! Das dauert nun gewiß wieder einige Tage, ehe sie wieder bei Tisch erscheinen kann," sagte Rose bedauernd.

„Wir müssen dankbar sein, daß sie bei der ständigen Aufregung in diesen Wochen nicht noch mehr heruntergekommen ist," erwiderte Eliane. „Aber wer fragt danach, welches Unglück diese Zeiten über den einzelnen bringen!" Sie betonte das „wer", und Hinze verstand, daß es ein kleiner Seitenhieb für ihn als Vertreter der deutschen Nation sein sollte.

„Darf ich vielleicht Madame meine Hilfe als Arzt anbieten?" fragte er höflich.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, aber meine Tante würde diese Hilfe kaum annehmen." Eliane sah, während sie sprach, hochmütig auf ihren Teller nieder.

„Aber warum denn nicht, Eliane?" wandte Rose verwundert ein.

„Ueberlaß das mir, Kind," gab die Kusine kalt zurück.

Also eine Deutschenhasserin vom reinsten Wasser, dachte der Arzt; ihre Stellungnahme in diesem Falle kam ihm reichlich kindisch vor.

„Was ist das eigentlich für ein Gerücht im Ort?" nahm Eliane dann das Gespräch wieder auf, wohl in dem Bewußtsein, daß die Abwesenheit der Tante ihr Repräsentationspflichten auferlegte, denen sie sich nicht entziehen konnte. „Die Kranken im Saal sprechen erregt von einer geheimen Telegraphenleitung, welche die Deutschen hier im Flecken vermuten. Auch unser Diener redete davon. Da alle Häuser vom Boden bis zum Keller untersucht worden sind, ist diese Annahme doch völlig töricht und nur dazu angetan, Beunruhigungen, ja Feindseligkeiten gegen unsere armen Bewohner hervorzurufen."

Der Arzt lächelte.

„Unmöglich ist nichts, gnädiges Fräulein. Dem Urheber kann seine Geschicklichkeit und Kühnheit schwer zu stehen kommen. Daß es eine Verbindung zwischen hier und den feindlichen Stellungen gibt, ist erwiesen. Und wir werden die Leitung zu finden wissen. Und dann wehe dem Täter!"

„Sicherlich! Auf einen mehr oder weniger Erschossenen kommt es ja den Deutschen kaum an," wandte Eliane spöttisch ein.

„Da irren Sie sich, gnädiges Fräulein, denn doch gewaltig," sagte der Arzt ernst. „Wir spielen nicht frivol mit Menschenleben. Vollstrecken wir ein Todesurteil, so ist es eiserne Notwendigkeit, und es tut uns selbst weh."

Das Mädchen zuckte die Achseln.

„Ich wundere mich nur, daß die Deutschen bei ihrer vielgerühmten Gründlichkeit nicht schon den armen französischen Patrioten abgefangen haben!"

Hinze wollte eine heftige Antwort geben.

„Ach lassen Sie doch die Angelegenheit," sagte Rose. „Uns geht sie ja nichts an."

In diesem Augenblick wurde der Arzt abgerufen.

Als er eine halbe Stunde später in den Park ging, um nach dem vielen Karbol- und Jodoformgeruch etwas frische Luft für seine Lungen zu schöpfen, fand er auf einer Bank Rose. Sie war offenbar erfreut über sein Kommen und rückte ungeniert zur Seite, ihm durch diese Bewegung zum Niedersetzen einladend. Er tat der Kleinen den Gefallen und setzte sich neben sie.

Als er auf ihrem Schoße ein Zeitungsblatt liegen sah, fragte er:

„Lesen Sie den „Moniteur de la Ville de Guise", gnädiges Fräulein?"

Sie warf verächtlich die roten Lippen auf.

„Den liest schwerlich eine Französin. Ueberhaupt die deutschen Zeitungen! Ihre Presse lügt gräßlich."

Er sah sie ernst an.

„Glauben Sie das nicht, Fräulein Rose. Lügen halten wir für unter unserer Würde und auch für gefährlich unter diesen Verhältnissen. Es wäre für Ihr Volk besser, wenn die französischen Zeitungen nach dem gleichen Grundsatze arbeiteten. Hat man Ihnen vielleicht wieder große französische Siege in Flandern vorgespiegelt oder gar glänzende russische Erfolge an der deutschen Ostgrenze?"

Rose stand ärgerlich auf.

„Ich weiß, was ich weiß, und unsere Zeitungen reden die reine Wahrheit!" sagte sie trotzig. „Und wir werden doch schließlich siegen."

Hinze hielt es für geraten, das Thema zu wechseln, und wie wenig er Rose mit ihrem Patriotismus ernst zu nehmen brauchte, erkannte er daran, wie seelenvergnügt sie schon wenige Minuten später von den gleichgültigsten Dingen der Welt redete, und dies mit einer Wichtigkeit, die ihnen wahrlich unter den jetzigen Verhältnissen nicht zukam.

„Ich muß nun wieder zu meinen Kranken," sagte er und wandte sich zum Gehen. Rose schloß sie ihm an und ging schlendernd neben ihm

Vom Park kamen sie in den Hof, der, gut gepflastert, das Landhaus umgab.

„Was hat Ihre Frau Mutter für einen prächtigen Hund!" meinte Hinze, als sie an einer auffallend geräumigen Hundehütte vorbeischritten, vor dem eine stattliche englische Dogge lag.

„Gehen Sie nicht so nah an Cäsar heran," warnte das junge Mädchen. „Der Hund gehört nicht Mama, sondern meiner Kusine. Ich begreife Eliane nicht, warum sie das Tier an die Kette legt. Cäsar war vorher so gutmütig. Aber seitdem er an der Kette liegt, ist er bissig und läßt außer seiner Herrin niemand an die Hütte heran."

„Aber warum quält Ihre Fräulein Kusine denn das Tier unnötig?"

Rose zuckte die Achseln.

„An dem Tage, als Ihre deutschen Soldaten unseren Ort besetzten, band Eliane Cäsar fest. Sie meinte, er könne einem Deutschen etwas tun, und wir bekämen dadurch Unannehmlichkeiten. Torheit!" — die Kleine schnippte mit den Fingern verächtlich in die Luft; „Cäsar hätte nie jemandem etwas getan."

Sie rief dem Hunde ein paar begütigende Worte zu und ging dann mit dem Arzt in das Haus. —

Die Erregung unter der deutschen Besatzung des französischen Marktfleckens wuchs. Wieder war eine wichtige deutsche Maßnahme von weittragender Bedeutung dem Feinde verraten worden. Soviel die Bewohner des Ortes auch leugneten und die Unschuldigen spielten, die vermutete Leitung mußte vorhanden sein.

Eine erneute Hausuntersuchung wurde anbefohlen. Eine Abteilung Feldgrauer durchstöberte jede menschliche Wohnung, jeden Stall, jede Scheune in dem Ort.

Auch in das Haus der Frau von Martigny kamen die Grenadiere und durchsuchten jeden Winkel.

Vor dem Schlafzimmer der Schloßherrin stand Eliane, mit blitzenden Augen.

„Meine Tante liegt krank zu Bett. Ich darf wohl annehmen, daß Sie ihre Ruhe respektieren und dies Zimmer nicht betreten."

Der deutsche Offizier, der die Soldaten anführte, bedauerte.

„Wir haben Befehl, jede Räumlichkeit des Schlosses zu besichtigen. Ich bitte, uns den Weg freizugeben."

Als die junge Französin nicht von der Schwelle wich, schob er sie mit einem „Verzeihung, Mademoiselle, ich habe strikten Befehl!" beiseite und betrat das Zimmer.

Die Kranke schrie auf und bedeckte stöhnend die Augen.

Sie glühte vor Erregung.

Nach einer Viertelstunde eifrigen, aber erfolglosen Suchens wandten sich die Soldaten wieder zum Gehen.

Eliane lächelte spöttisch.

„Nun, haben Sie die Telegraphenleitung gefunden?" fragte sie, und ihre Mundwinkel zogen sich verächtlich herab.

Beim Abendbrot beschwerte sie sich in erregten Worten bei Doktor Hinze über die Rücksichtslosigkeit der Deutschen.

„Meine Tante hat Ihnen in hochherzigster Weise Gastfreundschaft gewährt. Ihre Pflicht war es also, uns vor der Brutalität Ihrer Soldaten zu schützen, die nicht einmal vor dem Krankenzimmer der Schloßherrin haltmachen."

„Es tut mir herzlich leid, daß ich Ihnen und Ihrer verehrten Frau Tante da nicht entgegenkommen konnte. Einmal stand es nicht in meiner Macht, und dann hängt von dem Auffinden der Leitung so Ungeheueres für unsere Truppen ab, daß jede Rücksicht hier schweigen muß."

Eher als sonst empfahl er sich von den jungen Damen. Ein paar Schwerverwundete nahmen seine Kraft stark in Anspruch. Seine Nerven verlangten dringend nach Ruhe. Abends begab er sich zeitig zu Bett; er hoffte auf eine gute Nacht.

Aber es wurde kein erquickender Schlaf. Alle halbe Stunden schreckte er auf. Mehrere Male hörte er den Hund draußen höse knurren. Zu spaßen war mit diesem offenbar nicht. Jetzt bellte er kurz auf. Aber das Bellen ging gleich darauf in ein freudiges Winseln über, als begrüße das Tier einen guten Bekannten.

Nach wenigen Minuten hörte ihn Hinze heftig an seiner Kette zerren. Und wieder kam dieses leise Winseln, das aber entschieden eine Liebesbezeugung sein sollte.

Und Rose hatte ihm erzählt, Cäsar wäre bissig und ließe niemand außer Eliane an seine Hütte heran. Du mußte sich die Kleine doch geirrt haben; denn es war jetzt ein Uhr nachts, und die schöne Eliane de Martigny lag sicher schlafend in ihrem Bett und träumte von einer Niederlage der verhaßten Deutschen.

Am Tage vergaß Hinze den Vorfall unter der Arbeit und der Aufregung, die immer mehr unter der deutschen Besatzung des Ortes um sich griff. Wenn die geheime Leitung nicht gefunden wurde, so war alles Planen und Disponieren des hiesigen deutschen Kommandos umsonst; ungeheurer Schaden drohte den deutschen Truppen.

Ein Preis wurde für denjenigen Feldgrauen ausgesetzt, der das Geheimnis erkundete und den Täter zur Bestrafung brachte.

Den Preis hätte sich mancher gern verdient, aber alles Forschen war vergebens.

Nach dem Abendessen ging Doktor Hinze in das Wirtshaus, um bei einem Glase Wein das aufregende Ereignis des Tages zu besprechen. Müde ging er gegen elf Uhr heim und legte sich zur Ruhe.

Er mochte vielleicht eine Stunde geschlafen haben, als er geweckt wurde.

Am Tage vorher hatte er einem sächsischen Jäger den Finger amputieren müssen, da die Gefahr der Wundstarre vorlag. Alles war gut abgelaufen, und er hoffte den Aermsten seiner Familie und dem Vaterlande zu erhalten. Aber in der Nacht hatte sich der Zustand des Kranken stark verschlimmert.

Als er an das Bett des Verwundeten trat, erkannte sein ärztliches Auge sofort, daß hier nicht mehr zu helfen war.

In dem Augenblick erscholl wieder das leise Freudengewinsel des Hundes auf dem Hofe.

Neugierig ging Hinze in das kleine unbenutzte Zimmer, das an den Saal stieß und das mit einem Fenster auf den Hof hinausging. Wenn man den Körper vorbog, konnte man die ganz nahe stehende Hundehütte mit ihrem Insassen bequem sehen.

Das Zimmer war finster, und der Arzt machte nicht erst Licht.

Hinzes scharfe Augen erkannten alle Gegenstände auf dem Hofe, und er konnte die Umrisse einer Gestalt wahrnehmen, die sich der Hundehütte näherte.

Er sah gespannt hinüber. Cäsar schien unruhig der sich nähernden Gestalt entgegenzudrängen.

War da jemand?

Blitzschnell zog der Arzt seine elektrische Taschenlampe heraus und stellte sie auf das Fensterbrett, mit der Linse scharf nach Cäsars Hütte hin. Er selbst blieb im Dunkeln.

Das Tier starrte in den grellen Lichtstrahl. Dann fing es an, wild an der Kette zu reißen und wütend zu bellen.

Hinzes Blick bohrte sich fest in den Eingang der Hütte.

Himmel, das war doch eine menschliche Gestalt, die davorkauerte.

In dem Bruchteil der Sekunde, da Hinze diese Wahrnehmung machte, suchte sich die dunkle Gestalt in den großen Eingang der Hütte zu zwängen.

Also ein Mensch war in Cäsars Hütte?

Aber wer? Und zu welchem Zweck?

Der Arzt öffnete lautlos den Fensterflügel.

„Wer da?" rief er herrisch über den Hof.

Nichts regte sich. Nur der Hund raste förmlich an seiner Kette.

„Kommen Sie aus der Hundehütte hervor, oder ich schieße!"

Kurz und hart klang der Befehl durch die schweigende Nacht.

Da — das Erscheinen eines Kopfes im Eingange der Hütte, ein Aufblitzen draußen auf dem Hofe .... ein Knall — — und eine Kugel fuhr zischend an Hinzes Ohr vorüber.

Nun riß er seinen Revolver in Anschlag, zielte und schoß in den Eingang der Hundehütte.

Einmal — — zweimal....

Ein unterdrückter Aufschrei....ein leises Wimmern draußen....

Mit einem Sprung war Hinze aus dem Fenster der Hochparterrewohnung hinunter auf den Hof. Von allen Seiten stürzten Feldgraue herbei, welche die Schüsse aus ihrer Ruhe aufgeschreckt hatten.

Cäsar gebärdete sich wie tollwütig. Ein Schuß des Arztes streckte ihn nieder. In einem Satz war Hinze an der Hütte und leuchtete hinein.

Mit schreckensbleichem Gesicht taumelte er eine Sekunde später zurück.

Ohnmächtig....blutend lag darin eine weibliche Gestalt .... Eliane von Martigny.

„Zurück, Leute!"

Dann winkte er einen Unteroffizier heran, und mit ihm zusammen zog er die leblos scheinende Gestalt aus ihrem sonderbaren Unterschlupf.

Was hatte die stolze junge Französin nachts bei der Hundehütte zu tun? Tausend Gedanken durchkreuzten blitzschnell das Gehirn des Arztes.

Er ließ die Verwundete in das Haus bringen und gab einem Unteroffizier und einem Soldaten den Befehl, die Hütte auf das sorgfältigste zu untersuchen.

Schon nach kurzer Zeit stürzte ihm der Unteroffizier nach. Atemlos, ganz außer sich vor Aufregung.

„Herr Doktor .... die geheime Leitung...." keuchte er. „Die Hundehütte hatte rechts eine doppelte Wand....die ganze Einrichtung fanden wir dort .... die Drähte gingen direkt in den Erdboden...."

Doktor Hinze wollte seinen Ohren nicht trauen. Eliane die Schuldige, die Verräterin!

Darum also das Anketten der Dogge, das freudige Aufheulen nachts, wenn die junge Herrin kam, um die verräterischen Depeschen aufzugeben.

Hatte sie Mitschuldige? Rose? Madame de Martigny? Die Dienerschaft?

Man weckte das ganze Haus und stellte noch in derselben Stunde ein strenges Verhör an. Aber soviel man auch forschte und die Verhörten durch Kreuzfragen in die Enge trieb, eine Mitschuld ließ sich in keiner Weise feststellen. Eliane allein war die Missetäterin. Mit ihrem Einverständnis hatten französische Soldaten vor ihrem Abzug die unterirdische Leitung hergestellt, und die Spionin hatte vorzüglich ihres Amtes gewaltet, wie die Deutschen zu ihrem Schaden gespürt hatten.

Kriegstee.

Eine neue Lebensmittelverfügung in der Kaiserstadt Wien.

Ueber eine neue, von den Wiener Behörden getroffene Einschränkungsmaßregel in Bezug auf Lebensmittel lesen wir folgende launige Plauderei:

Wir werden sie nun wieder jubeln, die Bierverbändler! Und den Untergang der Mittelmächte ganz nahe wähnen! Denn das ist doch gewiß der Anfang vom Ende, daß es in den Wiener Kaffeehäusern keinen Jausenkaffee mehr geben darf, was nämlich der Wiener darunter versteht, denn zum Wiener Jausenkaffee gehört unweigerlich, wenn nicht „Obers", auf norddeutsch Sahne, mindestens Milch, entweder mit oder ohne „Haut". Das Obers haben sich ja nun die Wiener schon seit einiger Zeit abgewöhnen müssen, nachdem die hohe Obrigkeit zur Streckung der Milchvorräte die Gewinnung und Verwertung von Rahm in jeder Gestalt verboten hatte. Damals sagten die Wiener ihrer geliebten Melange für die Kriegsdauer selbstverständlich nur, Lebewohl und kasteiten sich mit einem schlichten Milchkaffee, in dem höchstens eine vom Milchtopf abgeschöpfte „Haut" das verschwundene Obers markierte. Aber seit dem 27. Dezember erhalten sie zur Jausenzeit, das heißt von 2 Uhr mittags bis 7 Uhr abends, in ihren Stammkaffeehäusern auch diesen Milchkaffee nicht mehr. Die vorhandene Milch soll in erster Reihe den Kindern vorbehalten bleiben. Nur die Volkskaffeehallen, die sogenannten „Tschecherln" sind von dieser Einschränkung ausgenommen. Die Behörde geht nämlich von der Anschauung aus, daß der Milchkaffeegenuß in diesen von kleinen Leuten, Arbeitern, Dienstboten, Stellensuchenden benutzten Kaffeeschenken immer einem ernsten Ernährungsbedürfnis entspringt. Auch das Gestatten der Verwendung von Milch in allen Kaffeehäusern bis 2 Uhr mittags begründet sie mit dem Vorhandensein eines wirklichen Ernährungsbedürfnisses bis zu dieser Tageszeit, während ihr der Verbrauch nach 7 Uhr zu geringfügig erscheint, als daß er verboten werden müßte.

Das war nun ein harter Schlag für die vielen Tausenden von Kaffeeschwestern beiderlei Geschlechts in Wien. Eine Jause ohne Milchkaffee, das war ihnen selbst in dieser Kriegszeit ein Ding der Unmöglichkeit. Wer ihnen zugemutet hätte, den Kaffee, wie das fast überall außerhalb Oesterreichs geschieht, schwarz zu trinken, den hätten sie schön abblitzen lassen. Denn zum schwarzen Kaffee kann man doch nichts essen, und eine Jause ohne einen Imbiß ist in Wien ebenfalls ein Unding. Es entstand also eine regelrechte Kaffeeverschwörung. Die einen beschlossen, dem Kaffeehaus zu entsagen und ihre Jause zuhause zu nehmen. Für die modernen Kaffeeschwestern hat das nur den Uebelstand, daß zur Wiedererweckung der selig entschlafenen Kaffeekränzchen ein einziger Haushalt all die Milch beschaffen müßte, die die Kränzchenteilnehmerinnen im Kaffeehaus jede für sich verbrauchten, was eben jetzt im Kriege eine Unmöglichkeit ist. Den Jausenkaffee aber zuhause allein zu schlürfen, hat seinen Reiz verloren. Die Geselligkeit ist seine zweite Würze, und die hat man im Kaffeehaus so bequem und umsonst obendrein. Andere wieder versuchten, im „Tschecherl" ihr Jausenbedürfnis als verkappte Leute aus dem Volk zu befriedigen, ein etwas anrüchiges Auskunfsmittel. Wieder andere verschoben die Jause gegen die Abendstunde, um dann Schlag 7 Uhr ihren Milchkaffee verlangen zu können. Die ganz Schlauen gedachten der hohen Obrigkeit einfach ein Schnippchen zu schlagen, indem sie sich ihre Milch in einem Fläschchen mitbrachten und mit dieser sich ihre Melange aus einem gewöhnlichen „Schwarzen" herstellten. Aber es ging ihnen wie allen Ueberschlauen: ihre Schlauheit ging in die Brüche. Die Behörde klopfte ihnen alsogleich auf die Finger, indem sie das Mitbringen von Milch ebenfalls verbot.

Die nächstliegende Lösung dieser schwierigen Frage, die auch die Kaffeewirte sofort vorgeschlagen haben, wäre, den Jausenkaffee durch einen Fünfuhrtee zu ersetzen. Doch das geht den Wienern durchaus gegen den Strich. Beileibe nicht, weil dieser Fünfuhrtee ein englisches Kulturgewächs ist, denn sonst haben sie den englischen Vettern schon allerhand abgeguckt und, wie ihre norddeutschen Brüder, nur während des Krieges schamhaft in die Ecke gestellt. Aber Tee trinkt man in Wien und ganz Oesterreich nun einmal nur, „wann ma krank is". Außerdem ist Tee ja doch nur ein gefärbtes Wasser, ein rechtes „G'schlader", bei dem einem keinerlei behagliches Jausengefühl aufsteigt. Und endlich ist das Teebereiten wirklich nicht die starke Seite der Wiener Kaffeewirte. Besonders der „Kriegstee", den sie ihren Gästen vorsetzen statt der bisher üblichen recht teuern, umfänglichen „Portion", schon trinkfertig in einer Schale oder einem Glase mit fünf Stücken Zucker und Rum oder einer Zitronenschnitte zum jetzigen Kriegspreise der Melange gereicht, ist nicht gerade ein Hochgenuß. Unter diesen Umständen ist noch gar nicht abzusehen, wie diese Wiener Kriegsjausenfrage gelöst werden wird. Nur eines steht schon heute fest: ertragen werden die Wiener die Unbehaglichkeiten, die ihnen daraus erwachsen werden, genau ebenso mutig, wie die mancherlei anderen, die ihnen der Krieg schon gebracht hat, wenn sie auch darüber raunzen.

— In der Brotmarkenzeit. „Herr Maierhuber, was ist denn mit Ihnen los? Vor einer Stunde saßen Sie in der „Krone" und verzehrten dort ein paar Weißwürste, nachher sah ich Sie im Löwenbräu, eine Portion Tellerfleisch zu sich nehmend, und nun treffe ich Sie hier im Augustiner mit einer Schweinshaxe beschäftigt!"

„Ja, wissen Sie, das tue ich meinen Kindern zuliebe. In jedem Gasthause kriege ich ja ein Stück Brot zum Essen, und das trage ich ihnen heim!"